

(Nachdruck verboten.)

50]

Pelle der Eroberer.

Von M. Andersen Revö. Uebersetzt von Mathilde Mann.

„Verhöhnst Du Peter Drejer?“ fragte eine finstere Stimme.

„Das tue ich nicht! Peter Drejer gehörte zu denen, die vorausgehen und die Steine auf den Weg mit ihrem Herzblut bestreichen, damit wir andern weiter finden können. Aber Ihr habt nicht das Recht, Euch mit ihm zu vergleichen; er brach zusammen unter der Last einer ungeheuren Verantwortung, und was tut Ihr? Wollt Ihr Peters Andenken ehren, wie er es verdient, so geht still nach Hause und schließt Euch der Bewegung wieder an! Da habt Ihr eine Arbeit auszurichten, die die Welt verwandeln wird, wenn Ihr nun alle Eure Kräfte anspornet. Was tut es, daß Ihr noch eine Weile bluten müßt, und daß Eure Gedärme vor Hunger schreien, während ich Euer eigenes Haus baue, Ihr habt ja auch gehungert, als Ihr für andere bautet!

Auf Peter Drejer beriefet Ihr Euch, aber wir gehören nicht zu den großen Märtyrern; wir sind gewöhnliche Menschen des Alltags; darin liegt unser Werk. Alle die Tausende, die in der Stille litten und starben, hatten sie nicht etwa noch einen großen Anspruch darauf, daß wir sie beachten? Sie sind friedlich zugrunde gegangen, um die Entwicklung zu fördern, und können mit gewaltigem Recht den Anspruch erheben, daß wir an eine friedliche Entwicklung glauben. Gerade wir, die wir aus dem Grunde stammen, müssen die historische Entwicklung bewahren, niemals hat eine Bewegung eine so lange und qualvolle Vorgeschichte gehabt wie die unsere! Durch Leiden und Entbehrungen haben wir uns darin geübt, die Führerschaft in Empfang zu nehmen, wenn einst das Gute zu seinem Recht gelangt, und dann wollt Ihr das Ganze mit einer gewaltigen Tat über Bord werfen!

Sie hörten ihm jetzt schweigend zu. Er hatte ihre Gemüter gefesselt, aber es war kein liches Wissen, das sie aufjog. Vorläufig sahen sie eigentlich aus wie müde Leute, die erfahren, daß sie noch weit zu gehen haben. Aber sie mußten da hindurch.

„Genossen!“ rief er warm, „vielleicht werden wir hier das Neue nicht erleben, aber durch uns soll es einstmals zur Wirklichkeit werden. Die Vorsehung hat bei uns Halt gemacht und hat uns ausersehen, dafür zu kämpfen, ist das nicht eine Ehre! Seht, wir kommen ja vom Grunde von allem, ganz nackend; das Alte hastet uns nicht an den Kleidern, denn wir haben keine, wir können uns in das Neue kleiden! Den alten Gott mit seinen Tausenden von Pfaffen als Schutz gegen die Ungerechtigkeit kennen wir nicht; die Moral des Krieges haben wir niemals gespürt, wir, die wir immer seine Opfer waren. Wir glauben an das Gute, weil wir wissen, daß es ohne den Sieg des Guten keine Zukunft gibt. Unser Sinn ist licht und kann das Licht aufnehmen, wir wollen unser kleines Land emporheben und zeigen, daß es eine Mission auf Erden hat. Wir, die wir selber klein sind, wollen zeigen, wie sich die Kleinen aufrecht halten und sich geltend machen durch das Prinzip der Güte. Wir wollen niemand etwas Böses, darum ist das Gute auf unserer Seite. Nichts kann uns auf die Dauer niederhalten! — Und jetzt geht nach Hause. Eure Frauen und Kinder sitzen vielleicht da und sind in Sorge um Euch!“

Sie standen einen Augenblick schwerfällig da, als lauschten sie noch. Dann zerstreute sich die Menschenmenge in aller Stille.

Als Pelle vom Wagen sprang, kam Morten hin und reichte ihm die Hand. „Du bist stark, Pelle!“ sagte er ruhig. „Woher kommst Du denn?“ fragte Pelle froh überrascht.

„Ich bin heute nachmittag mit dem Dampfer gekommen und ging gleich ins Geschäft. Brun erzählte mir, was geschehen war und sagte, Du seiest hier draußen. Es war wohl eine gefährliche Situation. Da drüben in einer der Seitengassen stand eine Abteilung Schutzleute. Was lag denn vor?“

„Sie hatten irgendeine Rundgebung geplant, und dann

wäre man ihnen wohl mit harter Hand begegnet,“ sagte Pelle ernsthaft.

„Gut, daß es Dir gelang, sie umzustimmen. Ich habe im Süden diese Rundgebungen gesehen, wo Polizei und Soldaten elende Arbeitslose niederreiten, das ist ein trauriges Schauspiel.“

Sie gingen über die Felder nach der Morgendämmerung hinaus. „Daß Du wieder heimgekehrt bist!“ sagte Pelle nochmals ganz kindlich. „Du hast ja nicht ein Wort davon geschrieben!“

„Es war auch meine Absicht, noch ein paar Monate fortzubleiben, aber dann, eines Tages, sah ich die Zugvögel nach Norden zu über das Mittelmeer fliegen, und da erwachte eine unbändige Sehnsucht in mir. Und es war ja gut, daß ich kam, dann kann ich Brun doch noch Lebewohl sagen.“

„Ach, will der nun doch reisen? Das ist schnell gekommen, heute vormittag konnte er sich noch gar nicht dazu entschließen!“

„Das ist die Sache mit Peter. Der Alte ist in dem letzten halben Jahr sehr hinfällig geworden. Aber laß uns ein wenig schneller gehen, ich sehne mich nach Ellen und den Kindern. Was macht der Kleine?“

„Das ist ein Dickfad,“ sagte Pelle stolz. „Neun Pfund netto, ist das nicht aller Ehren wert? Ein echtes Sonnenkind!“

23.

Und dann ist es wieder Frühling in Dänemark!

Schon lange ist er im Anmarsch gewesen, die Lerche kam, ehe noch der Frost aus der Erde heraus war, und dann tauchte der Star auf. Und eines Tages war die Luft plötzlich hoch und leicht geworden, so daß der Blick wieder einmal hinaussehen konnte; es war eine eigene breite Lustigkeit in den Wind gekommen, das war der Atem des Lenzes. Er kam dahergeraus mit Botschaft von jungen, frischen Kräften, und die Leute reckten den Rücken und atmeten die Luft tief ein: „Ach, der Südwind!“ sagten sie und erschlossen das Gemüt in Erwartung.

Und dort kommt er selbst von Süden her übers Meer geritten inmitten seines Gefolges aus übermütiger Jugend. So herrlich ist sein Einzug noch nie gewesen, gleicht er doch der strahlenden Sonne selbst! Das Meer glihert unter goldenen Hufen, und die Luft ist zitternd voll von Strahlenspielen, die auf dem ausgelassenen Mitt ergriffen und geworfen werden. Zuchhei, in halbschneidigem Galopp über die Wogen dahin! Wer landet zuerst am dänischen Strand?

Gleich einem breiten Sturm faust der Lenz dahin über Inseln und Belte und umarmt das Ganze in übermütiger junger Kraft, er singt in den geöffneten Mündern der Kinder wie in einer Muschel und rüttelt mit lustiger Frische. Die Zähne der Frauen werden gesund von seinem Kuß und blitzen um die Wette mit ihren Augen; ihre Wangen glühen unter seinem Streicheln und sind doch kühl wie sonnenreife Früchte, die vom Morgen betaut sind. Und in dem Gehirn des Mannes wirbelt es von Neuem, es weitet sich vor dem Lenzwinde zu einer reingeblassenen Wölbung aus, groß wie der Himmel selbst, und blau in wirrer Erwartung. Hoch oben daran hin geht der singende Zug der wilden Vögel; ihn schwindelt ob seiner eigenen Unendlichkeit.

Barhäuptig und mit einem Lächeln aus Sonne geht er vor wie ein junger Riese, der sich einen Rausch an seiner eigenen Stärke getrunken hat, breitet die Arme aus und erweckt trallend das Ganze. Nichts kann ihm widerstehen! Er figelt die schlafende Erde unters Herz und ruft ausgelassen hinab in ihren dunklen Schoß: Ruft einmal Ruckd!

Und tief unten zappeln sich die Wurzeln des Lebens zusammen und erwachen: sie bringen die Säfte wieder in Umlauf, Stachelschwein und Feldmaus tummeln schlaftrunken hervor und fangen an, in der Hede zu puffeln. Unten aus der Finsternis gärt und bubbelt es auf von all dem Alten, was da verwest, und das saure Wasser der Gräben fängt an, dem Meere zuzulaufen.

Die Menschen stehen wie aus den Wolken gefallen da und starren den freigebigen Riesen an, bis es auch in ihnen wächst und sie selbst alles mögliche vermögen. Alles das, was man unmöglich konnte, das kann man jetzt auf einmal — und noch mehr! Der Bauer hat schon lange den Pflug in der Erde,

und der Sämann schnallt sich seinen Korb um, jetzt soll das Land wieder eingekleidet werden.

Die Tage werden länger und nehmen zu an Wärme, es ist herrlich, sie zu verfolgen und zu wissen, daß es aufwärts geht. Eines Tages entfernt Ellen die Vorklappen und schlägt die Türe nach dem Garten hinaus weit auf; es ist wie eine Befreiung. Aber wieviel Schmutz das Licht an den Tag bringt!

„Nun kriegen wir viel zu tun, Petro Drejer!“ sagt Ellen. Die kleine, verwachsene Nähterin lächelt mit ihren traurigen Augen, und nun fangen die beiden an zu fegen und Fenster zu putzen; von Zeit zu Zeit kommt ein kleines Mädel aus dem Garten herein und beklagt sich, weil sie nicht mit Annas großer Puppe spielen darf. Aber Abend Trost ist vom Morgen bis zum Abend auf dem Felde; er hilft Großvater Stolpe die neuen Arbeiterwohnungen bauen. Das ist eine gute Hilfe! Wenn Ellen ihn zu den Mahlzeiten hereinholt, ist er so schmutzig, daß sie nahe daran ist, aus der Haut zu fahren.

„Gott weiß, wie es dem alten Brun gehen mag,“ sagt Ellen plötzlich, während sie geht. „Wir haben jetzt, glaube ich, seit drei Tagen nicht von ihm gehört. Es ist traurig zu denken, daß er so weit weg ist. Wenn sie nur recht gut für ihn sorgen.“

Belle hat gewaltig viel zu tun, sie sehen nicht viel von ihm. Jetzt hat die Bewegung seinen Gedanken allen Ernstes in Angriff genommen, und er soll jetzt über alles schalten und walten, da hat er denn alle Hände voll. „Hab' ich einen Mann oder hab' ich keinen?“ sagt Ellen, wenn sie seiner einmal habhaft wird.

„Jetzt wird es bald besser,“ entgegnet er. „Wenn wir die Maschinerie nur erst ordentlich im Gange haben, läuft das ganze von selbst.“

Morten ist der einzige, der nichts Ernsthaftes vornimmt. Er geht umher und duselt und wirkt sonderbar abstechend mitten in all der Geschäftigkeit. „Er denkt!“ sagt Ellen und hält mitten im Teppichklopfen inne. „Gott sei Dank, daß man kein Schriftsteller geworden ist!“

Belle will ihn gern in das Unternehmen mit hineinziehen. „Da ist so vieles zu schreiben, so vieles, worüber Vorträge gehalten werden müssen,“ sagt er. „Das alles könntest Du viel besser als ich!“

„Nein, Belle, ich kann nicht,“ erwidert Morten. „Deine Arbeit wächst auch in mir, ich habe sie beständig in meinen Gedanken und habe ja auch selbst die Absicht gehabt, eine Handreichung zu geben, aber ich kann nicht. Wenn ich dazu komme, mein Scherflein zu Deinem Niesenwerk beizusteuern, so wird es auf ganz andere Weise sein.“

„Du arbeitest auch nicht an Deinem Werk von der Sonne,“ sagt Belle bekümmert.

„Nein, denn jedesmal, wenn ich daran arbeiten will, verschwimmt es mir so sonderbar mit Deinem Werk. Ich kann die Gedanken nicht auseinanderhalten; zurzeit komme ich mir vor wie ein Maulwurf, der blind in der schwarzen Erde unter dem mächtigen Baum des Lebens herumwühlt. Ich grabe und suche, und jeden Augenblick stoße ich auf die schweren Wurzeln von diesem Gewaltigen über der Erde. Ich kann sie nicht sehen, aber ich höre es von da oben her tönen und leide darunter, daß ich ihnen nicht in ihrem mächtigen Zusammenwachsen da oben im Licht hinauffolgen kann.“

(Schluß folgt.)

7)

Das Meer.

Von Gustaf Janzon.

„Wüßte man nur, ob sie ein gegenseitiges Testament aufgesetzt haben, so könnten . . .“ Er blieb mitten im Satz stehen, denn zufällig war der alte Oesterman zugegen, der, obwohl kein „Rejer“^{*)}, doch zu Joels Freunden gerechnet wurde. Der alte Lotse verzog keine Miene und verließ bald darauf den Laden. Aber am folgenden Tag sah er in Hallans Wohnzimmer und schrieb Joel in die Ohren:

„Ihr sollt ein Testament machen, Du und Deine Frau.“

„Ach!“ äußerte Jo. l. verächtlich.

„Ja, stirbt sie vor Dir — und sie ist zehn Jahre älter — nehmen ihre Verwandten das halbe Gehöft. Und stirbst Du zuerst, geht's über sie her.“

„Ach,“ wiederholte Jo. l.

*) Rejer, eine pietistische, sehr verbreitete Sekte in Schweden.

Ein Testament ward nicht geschrieben, und Oesterman fühlte sich verlezt, daß man seinen guten Willen gering schätze.

„Er hört ja nicht, was man sagt, Und hört er's, begreift er nicht sein eigenes Beste.“

Allmählich blieb Jo. l. einsam. Er merkte es wohl, daß Bolén die Gefinnungsgegenstände bearbeitete, er öffnete jedoch nie den Mund zur Verteidigung.

„Wollt Ihr was von mir, so sagt's grad' raus, Geschwätz hinterm Rücken beachtet 'n ordentlichen Kerl nicht.“

Aber das Geschwätz hörte nicht auf und übte seine Wirkung aus. Auch dazu lachte Jo. l. verächtlich. Seine Taubheit, vielleicht auch sein mit Eigensinn gepaarter Stolz hinderte ihn, das Gesagte recht zu verstehen, aber sein Mißtrauen wurde reger.

„Will man mich nicht hören, so dränge ich mich nicht auf,“ damit kehrte Jo. l. Nord allen den Rücken zu und hielt sich aufrechter denn je.

Seit dem Tage blieben er und seine Frau einsam, und die Folge war, daß er jede freie Stunde auf der See zubrachte.

„Verlierst Du ein, schenkt Dir die gnadenreiche Vorsehung was Besseres an seiner statt,“ erklärte er, und die Frau nickte beifällig zu allem, was er sagte. Ihre Füße waren nun völlig gelähmt, aber sie plagte ebensowenig wie der Mann über Schmerzen und Krankheit, die sie meistens ans Lager seifelten. Am glücklichsten fühlte sie sich, wenn Jo. l. abends die alte Hausbibel vom Gesims herunternahm und ein Kapitel daraus vorlas. Um selbst auch hören zu können, schrie er dabei, daß die Fensterscheiben klirren, und geschah es bisweilen, daß er ein paar Seiten, die aus Altersschwäche zusammenklebten, überschlug, merkte er's so wenig wie die Frau, es blieb ja immer Gottes Wort, das stets auf gleiche Weise erquidte.

Außer der Kranken war Elfrida, die Magd, zugegen. Da das Gehöft keinen Ueberfluß gab, wenn Schulden und Zinsen bezahlt wurden, mußte der Knecht entlassen werden, worauf Jo. l. mit frischem Mut die Arbeit allein übernahm. Aber so sehr er sich auch abmühte, blieb es ein fruchtloser Kampf gegen Motten und Rost; Jo. l. Nord ließ sich jedoch nie entmutigen.

Aber da geschah etwas, das ihm sein Ansehen kostete.

Es war im Spätherbst. Mit dem Fischen war es in diesem Sommer kümmerlich bestellt gewesen, und keiner der Inselbewohner hatte seinen Wintervorrat an Heringen eingehemst. Nun galt es im Oktober und November den Schaden wieder gut zu machen, trat erst Frostwetter ein, war es zu spät. Einer der eifrigsten Fischer in diesem Herbst war Jo. l. Nord. Jetzt bekam er seine Lust, auf dem Meere zu liegen, zufriedengestellt, und jede Furche seines verwitterten Antlitzes glänzte von Zufriedenheit. Elfrida begleitete ihn getreulich, denn einer mußte rudern, während der andere die Netze auslegte oder sie aufnahm.

Es war nicht gerade nach Elfridas Geschmack, die halben Tage auf dem Wasser zuzubringen. Obwohl sie auf der Insel geboren und aufgewachsen war, zog sie das feste Land vor. Da indessen niemand anders da war, ward es ihr Los, ihrem Hausherrn beifällig zu sein. Sie zählte gerade 25 Jahre und war von platter, eifriger Gestalt, die jeden Schimmer von Anmut entbehrte. Die kleinen Schweinsaugen saßen weit voneinander im Kopf, und zwischen ihnen breitete sich eine Nase aus Kosten des übrigen Gesichtes aus. Von einem Teint konnte nicht die Rede sein, die grobe Haut war mit unzähligen Sommersprossen bedeckt, und das schmutzig rotbraune Haar fiel unordentlich über die Stirn hinab. Aber Elfrida war ein tüchtiges Mädchen. Sie verrichtete alle Arbeit im Haus und Stall, ging ihrem Brotherrn sowohl beim Ackern als auch beim fischen zur Hand und half der lahmen Hausfrau nach besten Kräften. Ihr moralischer Wandel war tadellos, und sie rühmte sich öffentlich, stets die männliche Jugend im Abstand gehalten zu haben. Daß ihr dies aus natürlichen Gründen eine leichte Sache war, fiel ihr jedoch nie ein. Das einzige, was man an ihr auszufehen hatte, war die Sorgfalt, mit der sie jede Berührung mit Wasser vermied. Hatte sie den Stall gereinigt, kam sie direkt an den Herd, ohne die Kleider zu wechseln, an denen sie keinen Ueberfluß besaß. Auch stellte ihre Herrschaft in dieser Hinsicht keinerlei Forderung an sie. Sie befand sich wohl im Schmutz, und es fehlte zu ihrer Charakterisierung nur hinzuzufügen, was die Inselbewohner zu sagen pflegten, wenn sie einen richtigen Dummkopf bezeichnen wollten: einfältig wie Nord's Elfrida, sagten sie.

In einem der ersten Tage im November stieß Jo. l. Nord von der wackeligen Bootsbrücke ab. Die Sonne hatte ihren Rückzug angetreten und weit fort im Norden türmten sich dunkle Wolkemassen auf. Der Wind stand gerade auf die Bucht zu und das alte Boot stampfte hart gegen die Wellen.

„Ob wir nicht lieber bis morgen warten,“ rief Elfrida.

Jo. l. Nord sah, daß sich ihre Lippen bewegten und ahnte, was sie wollte.

„Dummes Zeug!“ murmelte er trocken und steuerte geradewegs auf Betulonders Klippe zu. Er war vollauf beschäftigt, das Boot glücklich vorüber zu führen und steuerte hart gegen den Wind. Das Boot stieß wohl gegen einen Stein oder auch zwei, aber das Jungenhafte verließ den Alten nie auf der See, und er lachte vergnügt bei den Stößen. Kein anderer hätte so segeln wollen, dazu waren die Inselbewohner viel zu besorgt um ihre Boote.

Weiter draußen gingen die Wellen höher und die Spritzwellen schlugen über den Steben. Das gestickte Segel drohte bei jeder Wendung zu zerreißen, und das mit ungleichen Tauenden zu

sammengebundene Schott wurde hart auf die Probe gestellt, aber es hielt. Joel grinste vergnügt, das war eine Fahrt nach seinem Geschmack. Elfrida dahingegen schaute mißmutig drein. Sie starrte nach den Wellen im Norden und nach der Sonne hin, die eben untergehen wollte.

„Wir können heute nichts machen,“ schrie sie. Joel nickte beruhigend ihr zu und lachte.

„Wir woll'n lieber umkehren,“ rief sie noch lauter als zuvor.

„Ja—a, wir steuern direkt nach Süden,“ entgegnete er.

Elfrida murmelte etwas von alten tauben Nadeln und bereute, daß sie sich zur Fahrt überreden ließ.

„Könnte man statt dessen zu Hause sitzen und eine ordentliche Tasse warmen Kaffee trinken, anstatt hier zu frieren,“ knurrte sie.

„Ja—a,“ lachte der Alte, „nun sind wir gleich da.“

Sie hatten die Bucht hinter sich und verfolgten jetzt den südlichen Kurs. Vor ihnen hob sich Brunsälav über dem Wasser, wie ein gestrandeter Wal, und am Horizont tauchte die Sonne ins Meer. Elfrida starrte in die Glut, bis sie, geblendet, die Augen abwenden mußte. Joel wollte nach alter Gewohnheit über die Klippe wegsegeln, als es plötzlich einen Ruck gab und die morsche Segelleine barst. Elfrida schrie laut, als das Segel zu flattern begann.

„Bist Du etwa bange? Was?“ zischte Joel verächtlich.

Bange vor der See war niemand auf der Insel, selbst Weiber und Kinder nicht, und Elfrida saßte sich sogleich. Sie fing das Segel ein, griff nach der Leine und reichte sie ihrem Brotherrn. Jetzt war dieser ärgerlich, die Klippe verfehlt zu haben, und mit gerungelter Stirn wandte er, um das Riff von der Leeseite zu nehmen. Da gab es abermals einen Ruck und der Leereling lag halb unter dem Wasser, das ins Boot spülte.

„Jesses, wie er steuert!“ schrie Elfrida.

Mit grimmigem Lachen stemmte Joel die Füße gegen das Boot, denn das Segel drohte ihm aus der Hand gerissen zu werden. Er sah zu oberst auf dem Luftwärts Relling, zurückgelehnt, die eine Hand fest an das Steuer geklammert, in der anderen hielt er die Segelleine. Der starre Bart ragte wagrecht in die Luft, der zahllose Mund war wie zum Lachen halb geöffnet. Segen Wind und Wogen zu kämpfen und zu siegen, das war etwas für einen gichtbrüchigen Mann, der er war.

Da barst die Leine zum zweitenmal und jetzt dicht am Segel. Das Boot begann zu treiben, und bevor Elfrida das Segel wieder fangen und eine Leine festknüpfen konnte, war das Fahrzeug nach der Klippe zurückgetrieben.

„Ich glaube, 's ist verfehrt,“ knurrte das Mädchen, „aber ich hab's ihm ja schon hundertmal gesagt, daß 's 'n Unglück geben wird mit dem verrotteten Dreß.“

Bedenklich blickte Joel nach der Sonne, die soeben hinter dem Wald auf der Landzunge verschwunden war.

„Nun dauert's nicht lange, so liegen wir in See auf der anderen Seite von Brunsälav,“ sagte er gelassen.

„Wer erst wieder zu Hause wärel!“ murzte Elfrida, die zähnelappernd mit den Füßen im Wasser saß.

Joel, der wußte, daß um diese Jahreszeit der Wind nach Sonnenuntergang an Heftigkeit zunahm, dachte einen Augenblick daran, umzukehren. Es würde schwer halten, vielleicht ganz unmöglich sein, das Garn auszuliegen. . . aber sein Stolz siegte, er wollte nicht zur Zielscheibe des Spotts von ganz Djupnäs dienen, gerade jetzt war's ein Wetter zum Fischen. Der nördliche Wind brachte den Hering in Bewegung, und er wollte den Stubenhockern zeigen, daß er trotz Gicht und Alter vermochte, was die anderen nicht auszurichten wagten. Nun steuerte er gerade auf die östliche Spitze von Brunsälav zu.

Eine Weile später war sie passiert und sie legten auf der Leeseite an, um den Mast herunterzunehmen und die Geräte zu ordnen. Elfrida war zu stumpf, um etwas einzuwenden, auch dachte sie beim Rudern sich zu erwärmen. Ihre Hoffnung schlug nicht fehl und wenige Kabellängen südlich von der Schäre wurde das Garn ausgelegt.

Raum war es geschähen, als ein Donner Schlag die Luft erschütterte. Ein paar Schneeflocken trafen wagerecht das Antlitz des Mädchens, und im selben Augenblick war die Windsbraut über ihnen. Rings umher ward das Meer wie von Millionen unsichtbarer Ruten gepöfcht. Es siedete und schäumte wie in einem Kochtopf, und eine Weile ließ sich nur ein dumpfes Summen vernehmen.

„Paß an und rudere zu!“ schrie Joel.

(Fortsetzung folgt.)

Gefrieranstalten und Kühlhäuser.

Von Franz Woas.

Es ist jetzt soviel von „Gefrierfleisch“ die Rede. Ein erbitterter Kampf hat sich deswegen entzponnen. Die eine Partei verlangt es mit Ungeßüm, die andere wehrt sich dagegen mit Händen und Füßen, und das ganze sieht so aus, als handele es sich um etwas völlig Neues, etwas Unbekanntes, beinahe Geheimnisvolles. Dabei gibt es solches „Gefrierfleisch“ seit einem Menschenalter und länger. Unzählige haben es schon gegessen — sicherlich jeder, der eine längere

Seereise gemacht hat —, ohne es zu ahnen. Alles Wildbret der Großstädte ist fast nur „Gefrierfleisch“, jedes Schlachthaus erzeugt es heute.

Es ist wirklich so: schon unsere Väter kannten das „Gefrierfleisch“, das uns heute so sonderbar anmuten will, nur weil wir es jetzt in der Not der Zeit in großen Massen nehmen sollen. Vor mehr als einem halben Jahrhundert hat die Gefrierindustrie bereits eingesetzt; es sind damals schon die Verfahren erfunden, die Maschinen gebaut, die Schiffe ausgerüstet und an Land die nötigen Gebäude errichtet worden, die den Verbrauch ermöglichen sollten. Es sind vornehmlich deutsche Männer gewesen, denen es zu danken ist; sie machten die Erfindungen; die geschäftliche Verwertung hat dann allerdings lange Zeit nur in den Händen der Engländer gelegen, weil bei ihnen zuerst der größere Bedarf aufgetreten war und sie vorurteilslos an das „Gefrierfleisch“ herantraten, so daß sich heute die Hälfte aller Bewohner Großbritanniens mit Seelenruhe von gefrorenem Fleische nährt. Der Vater der neuen Industrie ist Professor Karl v. Linde in München, geboren am 11. Juni 1842 zu Verdorf in Oberfranken, der schon im Jahre 1870 sein erstes Patent zur maschinellen Erzeugung von Kälte erwarb und im Jahre 1874 seine erste Maschine baute, um Fleisch in Massen zum Gefrieren zu bringen. Er war der erste, der das Ammoniak dazu benutzte, dessen überaus rasche und starke Verdunstung in einem unausgesehenen Kreislauf innerhalb starker Maschinen dazu dienen muß, große Kältegrade zu erzeugen. Während man früher das Fleisch nach Urbäterart einfach „ins Eis legte“, wurde von Lindes Zeiten an dies Geschäft, der Neuzeit entsprechend, maschinell betrieben. Eis wird dabei gar nicht mehr erzeugt, sondern lediglich die nötige kalte Luft, die dann um das Fleisch selbst die schützende Eiskruste legt. Als Linde seine Maschine der Öffentlichkeit übergab, wußte man in Deutschland kaum etwas von „Gefrierfleisch“, während es in England bereits ziemlich stark in Gebrauch war. So lag es für den Deutschen nahe, mit seiner Erfindung nach England zu gehen, wo alsbald auch die „Linde British Refrigeration Co. Ltd.“ zur Errichtung kam, die dann nach allen Weltteilen hinausging und Anlagen ihrer Art errichtete. Auf deutschem Boden aber arbeitet jetzt mit 8 Millionen Mark die Gesellschaft für Lindes Eismaschinen, die auch in den großen Hafenorten ihre Anlagen hat; denn es kommt natürlich nicht nur darauf an, das gefrorene Fleisch von fernher mit den Schiffen heranzubringen, sondern ebenso darauf, es nach der Ankunft richtig zu lagern, bis es zur Verwendung weitergebracht wird. Ja, es ist dies geradezu der wichtigste Punkt in dem ganzen Verfahren.

Es ist verhältnismäßig leicht, eine Herde Ochsen oder Hammel abzuschlachten und deren Fleisch in die Gefrierräume der großen Dampfer zu bringen. Auch der Seetransport bietet keine besonderen Schwierigkeiten, trotzdem er z. B. aus dem zunächst gelegenen Argentinien etwa 31 Tage beansprucht. Die Schwierigkeiten beginnen erst, wenn das Schiff im europäischen Hafen ist. Da muß das Fleisch sofort in Lagerhäuser, weil es in so großen Massen ankommt (10 000—15 000 Tierhälften), daß es unmöglich gleich dem Verbraucher zugeführt werden kann. Im Schiffe sind die einzelnen Tierhälften (oder Viertel) wie Kollis dicht aufeinandergepackt worden. Freilich erhielt jedes Stück eine Umhüllung von Gaze und wurde außerdem noch in einen Leinwand, „das Hemd“, gesteckt; aber all das ist unterwegs zu beinahe einem einzigen großen Klumpen zusammengefroren. Mühsam muß alles wieder von einander gelöst werden. Scharf wie Messer sind die Kanten von Fleisch und Fett, so daß die Arbeiter sich daran geradezu verwunden können. So rasch wie möglich muß die Masse in die Lagerhäuser verbracht werden. Es darf unter keinen Umständen ein Auftauen stattfinden, sonst bekommt das Fleisch sofort einen muffigen Geschmack. In den Lagerhäusern liegt es dann zum Teil wochenlang, und da muß dafür gesorgt werden, daß es unausgeseht die richtige Temperatur behält. Die Lagerhäuser sind deshalb von vornherein in der bedachtsamsten Weise gebaut, mit allem nötigen Maschinenwerk aufs sorgsamste ausgerüstet und müssen auf das peinlichste betrieben werden. Dies gefrorene Fleisch, scheint es auch gleich einem starren Kloß dazuliegen, ist in Wirklichkeit doch eine ungemein empfindliche Ware. Jedes Versehen würde sich bitter rächen.

Nun wäre es aber falsch, wollte man annehmen, das Fleisch müßte immer möglichst kalt bleiben, womöglich immer gefroren. Nein, es soll überhaupt nicht etwa völlig durchgefroren sein, denn wie würde dies das Auftauen erschweren, wenn die ganzen Klumpen nur ein Eisblock wären! Nur die Oberfläche soll mit einer leichten Eiskruste überzogen sein, wenn das Fleisch im Kühnhaus auf Lager liegt, der Abnehmer gewärtig. Dazu genügt eine Temperatur, die dicht um den Gefrierpunkt des Wassers herum ist (2 Grad Celsius Wärme oder Kälte), denn es ist nicht eine erhöhte Temperatur, die dem Fleisch zum Schaden gereicht, sondern die Feuchtigkeit, die sich in der umgebenden Luft befindet. Diese bringt die Fäulnis, das Verderben des Fleisches vornehmlich zuwege und muß also mit allem Bedacht ferngehalten werden, und dies ist das eigentliche Kunststück bei der Lagerung der Fleischmassen in den Kühlhäusern. Darauf gehen alle die höchst zusammengefügten Einrichtungen der Kühlhäuser, deren Maschinen, Ventilatoren, Lagerchränke usw. aus. Eine ganze, selbständige Wissenschaft hat sich geradezu aufgebaut, um hier die richtigen Wege zu weisen. Mathematik, Physik und Chemie müssen heute herhalten, damit das Weien der Kälteindustrie eine durchaus sichere Begründung finde.

Die Frage des „Gefrierfleisches“ ist in dieser Beziehung gelöst. Die Anlagen, die heute bereits bestehen, zeigen uns das deutlich. Es sind namentlich die großen Hafenanlagen, wo man sie sehen kann; in England, wo der Verbrauch ein so massenhafter geworden ist, findet man sie auch in allen Großstädten des Binnenlandes. Auch Deutschland besitzt ein mächtig großes Kühlhaus im Innern des Landes, nämlich in Berlin. Jedem, den sein Weg vom Landwehrkanal aus einmal durch die Lindenallee und Trebbiner Straße geführt hat, sollten die eigentümlichen Bauweisen, die hier auftragen, schon einmal aufgefallen sein; namentlich der Hauptbau an der Lindenallee, ein riesenhohes Gebäude in den Formen des mittelalterlichen Ziegelrohbauwerks mit breiter Front, seitwärts von zwei Türmen flankiert. Kein unschönes Gebäude, trotzdem es in der ganzen Schaulust kaum ein Fenster hat! Der Architekt hat verstanden, die schwierige technische Frage auch in künstlerisch befriedigender Weise zu lösen. Nicht weniger als 8 Stockwerke birgt dieser Bau in sich, und davon sind sechs zur Aufstapelung des Fleisches, zwei für die Maschinenanlagen bestimmt. Der ganze Bau ist sozusagen ein einziger Eisschrank, weshalb alle Deckungen möglichst vermieden sind; auch sind alle Wände und Decken mit einer doppelten Schicht von gemahlenem Störkorn versehen, wodurch alle Wärme von außen wirksam abgehalten wird.

In den beiden Kühlhäusern zusammen sind 8000 Quadratmeter Raum vorhanden, so daß hier wohl an 30 000 Zentner Fleisch gelagert werden können.

Welche Fülle von wohlüberlegten Einrichtungen, welche Anzahl von kleinen und großen Maschinen gehört dazu, um so mächtige Eiskästen in allen Teilen im richtigen Betriebe zu halten, wo noch dazu die Beladung fortwährend wechselt. Hier werden unausgesehene Fleischmassen ein- und abgeführt, und doch darf sich die Temperatur überall nur um ganz geringe Kleinigkeiten ändern, weil damit sofort verderbliche wässrige Niederschläge eintreten würden. Dazu kommt aber noch, daß das gelagerte Fleisch selbst unausgesehene Feuchtigkeit abgibt. Fleisch ist ja zu großen Teilen eigentlich Wasser. Vom Rind an, das zu einem Drittel daraus besteht, bis zum Wild, wo es sogar zwei Drittel ausmacht — alles Wasser. So gibt es ein unausföhrliches Ausströmen von Feuchtigkeit. Was davon in den Raum tritt, muß fort. Mächtige Ventilatoren besorgen das. Aber sie dürfen auch wieder nicht mit Gewalt arbeiten, denn das Fleisch darf andererseits nicht ausgefauligt werden; es würde dann allen Wohlgeschmack einbüßen, und es würde auch allzuviel an Gewicht verlieren, was einen unmittelbaren Selbstverlust bedeutet. Es ist somit wahrlich keine leichte Aufgabe, ein derartiges Kühlhaus mit Erfolg zu betreiben. Immerhin nährt das Geschäft seinen Mann, und die Gesellschaften, die sich mit dem „Gefrierfleisch“ abgeben, machen durchweg gute Geschäfte. Dasselbe gilt von den großen Dampferlinien, die Schiffe mit Gefrier-einrichtungen zu laufen haben. Ganze Flotten sind schon damit versehen; auch die beiden großen deutschen Dampfergesellschaften haben sich des Geschäfts längst angenommen; nur das Deutschland selbst für sie augenblicklich noch nicht vorhanden ist; sie versorgen zum großen Teil England mit Gefrierfleisch.

Auch für Deutschland wird die so viel umstrittene Frage gelöst werden müssen. Jedenfalls würden in technischer Beziehung keine Hindernisse bestehen. Die nötigen Kühlager würden in allen Großstädten alsbald gebaut werden, und die Dampferlinien würden sich mit Vergnügen völlig darauf einrichten; denn ihnen winkt dann eine ganz gewaltige Zunahme ihres Verkehrs nach Südamerika und Australien.

Man sagt, daß bei einer richtigen Ernährung auf den Kopf der Bevölkerung 55 1/2 Kilo Fleisch jährlich nötig wären. Tatsächlich verbraucht gegenwärtig das deutsche Volk nur 38 Kilo auf den Kopf. Der Unterschied von 17 Kilo ergibt schon für die heutige Bevölkerung 1 105 000 Tonnen Fleisch, die den deutschen Fleischessern fehlen; in wenigen Jahren werden es rund 1 200 000 Tonnen sein.

Nun liefern heute alle Gebiete zusammengenommen, die dafür in Betracht kommen, nämlich Argentinien, Australien und Neuseeland, nur 600 000 Tonnen, also genau die Hälfte. Der Verkehr in Gefrierfleisch würde sich damit also, wenn man nur Deutschland allein in Betracht zieht, verdoppeln.

Kleines feuilleton.

Literarisches.

Karl August Müllers. Am 18. Oktober waren 100 Jahre verstrichen, seitdem die Brüder Grimm die Vorrede zu ihren Märchen datierten. Am 28. Oktober war der Tag, an dem der Verfasser der „Volksmärchen der Deutschen“ vor 125 Jahren gestorben ist. Hier herrscht eine völlig unterschiedene Welt, denn die Müllerschen Märchen sind keine echten Volksmärchen, sondern eher als Märchenmotive zu bezeichnen. Eine straffe Handlung, eine sorgfältige Charakteristik, psychologische Verfeinerung und gute Ausbuchtung der alten Mythen und Lokalsagen — denn richtige Volksmärchen hat Müllers weniger bemerkt — sind ihr Vorzug, während eine stark didaktische Note, rationalistische Erklärungs-sucht und nicht unaufrichtige Anspielungen auf modernes Leben und Literatur ihrer Unbefangenheit und dem Märchenlust Abbruch

tun. Trotzdem haben sie eine breite Wirkung und viele Nachahmer gehabt.

Müllers war am 29. März 1785 zu Jena geboren, studierte Theologie und sollte die Pfarre in Zertruda bei Eisenach erhalten. Allein seine theologische Laufbahn fand ein jähes Ende, denn die Bauern weigerten sich, ihn als Pfarrer zu nehmen, weil er an einem Tanzvergnügen teilgenommen hatte! Er wurde nun Philologe und als solcher 1788 Bogenhofmeister in Weimar, 1769 ebendort Professor am Gymnasium. Einen Namen in der Literatur machte er sich durch seinen Kampf gegen Richardson und Lavater. Müllers, eine durchaus rationalistisch gerichtete Natur, war ein abgezagter Feind aller Gefühlsduselei und Schwärmerei. In seinem anonym erschienenen dreibändigen Roman „Grandison der Zweite oder Geschichte des Herrn v. K.“ gelang es ihm, in wichtiger Form nicht so sehr Richardson, wie dessen geschmacklose deutliche Nachahmer zu treffen, trotzdem er leider die Wirkung durch breite Langweiligkeit stark abschwächte. Die Erkenntnis dieser Mängel bewirkte nach zwanzig Jahren eine völlige, in zwei Teile zusammengegliederte Umarbeitung. 1878 versuchte er sich noch einmal mit Glück auf dem Gebiete der Satire, als er in seinen „Physiognomischen Reisen, voran ein physiognomisches Tagebuch“, Lavater und die Kraftgenies in seiner Weise durch bis in die Sprache durchgeführte Parodie traf.

Müllers ist eine typische Erscheinung des 18. Jahrhunderts, in dem Leben und Dichten noch durch Welken voneinander getrennt waren, sinnlich und lustern in seinen Werken, — ein trockener, braver Philister im Leben; ein mit scharfem Biss begabter Satiriker gegen Auswüchse, versteht sich, des bürgerlichen Lebens, denn ein hoher Adel war selbstverständlich der Satire ent-rückt, — im Leben hingegen von reiner Güte und einwärtsziehender Höflichkeit. „Er schrieb Satiren und hatte keinen Feind,“ sagte sein Schüler Klopke von ihm, und ihm, dem Freunde aller literarischen Größen Weimars, konnte Herder in seiner Gedächtnisrede mit Fug nachrühmen: „Eine gefällige und friedfertige Seele hat der Verstorbene beisehen, der an Einfachheit des Charakters, an Güte des Herzens ein Kind, an unverdorrenem Fleiße und an Liebe zum allgemeinen Besten ein Mann, ein redlicher Mann war.“

Völkereunde.

Der Ursprung der Albaner. Das kriegerische Volk, dessen Kämpfe und innere Kämpfe zur Entwicklung der Balkan-kriege so viel beigetragen und vermutlich noch mehr beitragen werden, bleibt für die Wissenschaft bis heute noch ein ethnologisches Rätsel. Albrecht Wirth, der das Land mehrere Male bereiste, versucht in dem „Orientalischen Archiv“ dieses Rätsel zu lösen.

Die Albaner zerfallen in zwei Hauptstämme: die harten, kriegerischen, konservativen Geghen und die weichereren, neuerungs-lustigen, gebildeten Tosken. In geschichtlicher Zeit haben sich die Geghen, namentlich am Drin bei Wisrend, mit Serben gemischt, sowie in Skutari und Umgegend mit Italienern. In den Adern der Tosken fließt viel griechisches Blut. Uebergangstypen gibt es jedoch nur bei den Tosken, während zwischen den heutigen Geghen und Nachbarvölkern strengere Trennung herrscht. Wie das Volk selbst, so ist auch seine äußere Kultur außerordentlich gemischten Charakters. So zeigen die Häuser der Albaner drei Abarten: die festungsartige Kula, die Wohnhäuser mit getrennten Räumen und das Einzimmerhaus, bald aus Steinen, bald aus Holz oder Stroh gebaut. Die abgetrennt erbauten Vorratskammern, die entfernt an solche Formosas und der Aino (in Japan) erinnern, erheben sich 120 bis 140 Zentimeter auf Pfählen, wohl gegen Nager und Ameisen, und sind ungefähr 1 Meter lang, aber nur 50 bis 70 Zentimeter breit. Eigenartig sind auch die ionischen, bis 3 Meter hohen Vorratskammern für Mais, in die von oben die Frucht hineingeschüttet wird. Die Mühlräder der Albaner gehen wogerecht wie in Süd-dalmatien, Bosnien, Anatolien und in einigen Teilen Irlands. Die Kleidung der Frauen erinnert an den Glockenrod Kretas im 2. vorchristlichen Jahrtausend und am mittleren Drin einigermassen an das Obi der Japanerinnen. Die Hosen der Männer haben eine Ähnlichkeit mit der Tracht der alten Sthenen, Perser und Japaner.

Durch Analyse der Sprache, die eine beträchtliche Zahl gebräuchlicher Wörter nicht-arischen Charakters hat, sieht der Verfasser seinen Schluß, den die Betrachtung des ethnologischen und kulturellen Charakters der Albaner nahelegt, noch besonders bekräftigt. Er meint nämlich, daß sich in dem Völkerverzeichnis der Kas stammen soll, die das ausgedehnte Gebiet vom Jenissei und den Hängen des Hindufuß bis zu den Pyrenäen und dem Atlas bewohnte. Die Reste dieser Gruppe leben heutzutage in den Rhadrehu-na Dardistan, den Wästen, den Berbern fort. Zu der ausgebreiteten Masse gehören ferner die Jazgher (Jazgher nennen sich selbst die Tscherkessen), die Ligurier, die Etrusker und Iberer. In die Reihe der Kas sind auch die Albaner zu stellen. Die Kas wurden in Syrien semitisiert, in Persien iranisiert, am Ural finnisiert; in Nordafrika erlebten sie semitische und negroide Einflüsse, in Europa indogermanische Umbildung der verschiedensten Art. Auch die Albaner wurden arisiert, aber bis zum heutigen Tage ist die Arisierung nicht ganz durchgedrungen. Bei ihnen geschah, was tausend Jahre später den Bulgaren zustieß. Die Albaner wurden in Leibesart und Sprache zu Indogermanen, jedoch nicht ohne daß sie wichtige vorarische Eigentümlichkeiten bewahrten.